

(Nachdruck verboten.)

## 4) Die Guten von Gutenberg.

Von Hermann Kurz.

Das waren die, welche hier einen Strohalm sahen, den ihnen das Schicksal zuwarf. Sie hofften durch die paar Groschen Kostgeld die vielen Tage des Jahres einen Bissen mehr zu erhaschen. Dafür sollte ein hilfloses armes Wesen, ein Menschenkind, ein Kind, ein kleines armes unmündiges, mithungern. Sie wollten für sich selbst einen Bissen mehr erhaschen, um dem Kinde in früher Jugend den Körper zu schwächen, damit es einmal hinfallen sollte, wie Blumen im Mai nach Frost und Eis.

Und als der Holtzeidiener die Leute einließ, da drängten sich alle in dem Saale oben zusammen. Im gleichen Saale, in welchem der Landesherr wenige Jahre vorher, als die neue Kirche eingeweiht wurde, auf die Ehre von Gutenberg getrunken.

Die zu vergebenden Kinder waren im Saale. Wie verschüchterte Tiere standen die größeren vor dem Tische, und ihre Augen gingen ängstlich und fragend von einem der Anwesenden zum andern. Als alles so weit war, läutete der Bürgermeister zur Ruhe. Er fragte, wer gesonnen sei, ein Angebot zu tun. Niemand sagte da ein Wort. Einer blickte den andern an, einer lauerte auf den andern, um ja nichts zu verderben. Der Bürgermeister drängte. Da trat der Lächensfrit, der reiche Pächter vom Meierhof, zu den Kindern heran. Er faßte die großen an den Armen und befühlte ihre Muskeln, riß ihnen den Mund auf und beschaute die Zähne. Die kleinsten ließ er unberührt, die hatten für ihn keinen Wert. Er brauchte Menschen, welche arbeiten konnten. Als er die zu vergebende Ware abgefühlt, wie der Schlächter das Schlachtvieh abfühlt, spuckte er verächtlich aus und trat zurück.

„Na, Lächensfrit?“ fragte einer aus der Versammlung. Verächtlich zuckte der die Achseln und wandte sich zum Ausgang. Ueber die Schulter brummte er zu dem Frager zurück:

„Ausgehungerte Vandel! Probiere Dein Glück, kannst sicher sein, die fressen Dich zum Land raus.“

Der Bürgermeister brummte etwas „vom Geschäft verderben auf diese Weise“. Aber der Lächensfrit fuhr ihm über das Maul, er hatte schon zu viel Gemeindefinder gesteigert und wußte was lands.

„So ist's, basta!“ sagte er verächtlich.

Damit zog der Lächensfrit ab. Giftig schaute ihm ein altes Weib, die Meikäter, nach und sagte zu ihrem Nachbar:

„Ein Glück für die Kinder! Bei dem Lunzi, dem elenden, hält es ja kein Knecht aus; er prügelt alle, geschweige denn die Kinder da, die kleinen, Gott behüt uns!“

Aber es schien, daß der Mann dem Weibe ihre volle Enttäufung nicht so ganz auf das Wort glaubte. Denn sie erzählten sich untereinander, die im Orte, besonders wenn der Wind heulte und im Advent die armen Seelen umgingen, die Meikäter hätt' es mit dem Teufel und tät den Kindern ein Leides an. Den Rossen flechte sie nachts Böpse in die Mähnen. Und jedweden, den sie draußen nach Betzeit antreffe, den blase sie mit giftigem Sauche an, daß der allemal den Mumpf bekomme. Und dies wisse ein jedes Kind im Orte, daß im Hause der Meikäter immer ein Stücker zehn bis fünfzehn Staken herumgingen. Und dies sei nichts Natürliches, denn noch nie hätte man eine der Staken miauen gehört.

Endlich, als kein Mensch ein Bot tat, begann der Bürgermeister: „Fünfzehn Taler das halbjährige vom Baschi für Kost und Pflege als Jahresentschädigung.“

„Ach nimm's“, sagte die Meikäter und sie strich dem Kind mit spitzen Fingern über die Wange.

„Weg da, Mei,“ herrschte sie ein Bauer im blauen Kittel an, „das ist kein Broten für Dich, vierzehn Taler, Herr Bürgermeister, fürs Jahr.“

„Dreizehn“, keifte die Mei.

Da wechselte die Frau des Jagdaufsehers und Waldhüters Haubenjack, die Wärbel, mit einem Auswärtigen einen raschen Blick. Der Auswärtige nickte zustimmend.

„Zwölf“, bot da die Wärbel. Verwundert schauten der

Mann im Kittel und die Mei sich um. Die Wärbel achtete beide nicht. Bierig hing sie einem Gedanken nach von vielem Gold und Schätzen und von bösen Geistern und dem unschuldigen Kinde, das der Teufel als Entgelt wollte. Auch der Fremde dachte daran und heiß brannte sein Auge von der verlangenden Blut nach Reichtum, die ihn erfüllte.

„Elf“, bot der Mann im Kittel und schaute auf die beiden Frauen.

„Zehn“, bot die Wärbel und häßig war der Ton ihrer Stimme gefärbt.

Da ging der Mann im Kittel auf die Wärbel und sagte hastig zu ihr:

„Sör, Wärbel, des Kindes Mutter und ich hatten uns einmal lieb gehabt und niemand bekommt die beiden kleinsten als ich, und wenn ich noch zuzahlen muß.“

„Zehn zum zweiten, niemand, der weniger will? So ein kleines Kind lebt beinahe von nichts, also zum dri— zehn zum —“

„Neun“, sagte der Mann im Kittel, der eben wieder näher trat.

Die Wärbel bot nicht mehr. Der Fremde gab ihr ein Zeichen und zeigte auf den Findling Unbekannt. Das war ja das gleiche und tat den Dienst auch.

Die Mei meinte giftig, daß die neun Taler nicht einmal die Seife für die Bindeln zahlten und ob denn die Menschen ganz verrückt seien.

Diemeil bekam der Mann im Kittel den Säugling zum Preise von neun Talern zugeschlagen.

„Sechzehn Taler für das anderthalbjährige!“

„Sechzehn“, gab der Mann zu im blauen Kittel.

Er bekam das Kind, da die Leute einsahen, daß bei dem da nichts zu wollen war.

So gingen auch die anderen größeren weg. Eines nahm der blaue Kittel noch um Gottes willen oben drein. Er mußte es nehmen, weil ihm das Herz wehe tat und er an vergangene Zeiten dachte, an Lindenblust und stille Nächte und selige Liebe. An das Weh wegen der Duhlin dachte er nicht. Dafür konnten ja die armen Würmer nichts. Hätte es bei ihm gereicht und hätte er mit seinem Vermögen gleich wie mit seinem Verlangen rechnen können, die Kinder wären beizammen geblieben.

So aber ging eines dahin, das andere dorthin. Die Preise für die Kinder schwankten zwischen zwölf und vierzehn Talern. Denn da fiel in Betracht, daß ein Bube von bald sieben Jahren sich zu mancher Arbeit anstellen ließ. Wenn man verstand, so ein Kind recht auszunutzen, dann konnte man sich eine Jungmagd sparen. Allerdings, was Besonderes wurde dann aus dem Buben nicht. Aber für diese Brut ist es immer am besten, wenn sie recht früh auf den Gottesacker kommt.

Als des Baschi Kinder alle an den Mann gebracht waren und da und dorthin auseinandergerissen wurden, unter wehem Weinen und Jammern der älteren Kinder, ging der Mann im blauen Kittel eilig weg. Die beiden kleinen Kinder trug er in einem Sack über die Schulter, eins vorn, das andere auf dem Rücken, wie man Saugferkel vom Markte nach Hause trägt. Das dritte führte er an der Hand, und hurtig lief das Kind neben dem fremden Manne her, der so gut mit ihm redete. Die Reihe der Vergebung kam nun an den Findling Unbekannt.

„Fünfzehn Taler“, bot der Bürgermeister den Säugling an.

Vierzehn wollte die Meikäter haben und für zwölf wurde er der Wärbel zugeschlagen.

Als die Wärbel abzog mit dem Säugling auf den Armen, in eifrigem Gespräch mit dem Fremden verwickelt und mit zukunftsfromem Gemüte, schaute ihr die Meikäter nach.

„Da ist etwas nicht recht bei der Wärbel“, murmelte sie vor sich hin. Und grübelnd verließ auch sie das Rathaus. Sie nahm sich vor, zu schauen, was los ist mit der Wärbel. Denn sie kannte die Wärbel nur zu gut, um nicht zu wissen, daß bei der weder Nächsten- noch Christenliebe das Treibende war. Zudem hatte die Wärbel vom Waldhüter schon genügend Kinder, und zwar von jedem Jahrgange Buben und Mädchen.



Der Bürgermeister aber sagte zum Schulmeister, der als Ratsherr neben dem Ratsschreiber saß, wie seines Amtes war, im Hinblick auf die Kinder:

„Ja, ja, die Sünden der Väter“ — er unterbrach sich, um eine Priese zu nehmen.

„Suchen sich heim an den Kindern und Kindes-Kindern“, vollendete der Schulmeister und strich sich über die Blatte.

Da bot ihm der Bürgermeister auch eine Priese an. Damit war für sie das Geschäft erledigt.

(Fortsetzung folgt.)

## So hat ein jeder seinen Kummer.

6] Von D. Nisman,  
(Schluß.)

Im nämlichen Augenblick aber geschah etwas durchaus Seltsames und Unerwartetes.

Der General runzelte nämlich die Brauen, trat einen Schritt zurück, jaspfte . . . schnappte nach Luft . . . und richtete den funkelnden Blick wütend auf den Konsul.

„Ostermahl . . .?“ grunzte er zähnefletschend. „Jetzt — Ostermahl?“

Sein Schnaubbart sträubte sich gleich dem eines Raters, seine Unterlippe hebte und mähhlich begann sein ganzes vergilbtes Gesicht zu bebem und zu zuden.

Das „reichende Tier“, das stets in ihm schlummerte und ihn zu all seinen tollen Streichen trieb, fuhr plötzlich aus seinem Schummer auf und bemächtigte sich seiner mit Haut und Haar.

„Ostermahl?“ schrie er abermals. „Habe ich etwa die Listen aufgelegt? Habe ich die Sammlungen eingeleitet? Aha, Du bist es also, hilenischer Esel, der die Sammlung eröffnet? Du, und nicht Dein Stadthauptmann?!“

Lazar Mironowitsch wich entsetzt zurück. Bei diesem Rückzug stieß er gegen einen Stuhl, gegen den Tisch, gegen einen zweiten Stuhl . . .

Der Stuhl fiel trachend um, vom Tisch aber stürzte das Tintenfaß und leerte seinen Inhalt über des Stadthauptmanns Hosen. . .

„Du bist es also, der mir befehlt und diktirt?!“ schrie Scheltuchin.

Er griff sich an die Hosen und versuchte die Tinte abzuschütteln.

„Ich weiß also nicht, was ich zu tun habe? Ich vernachlässige also meine Pflicht? Ich weiß also nicht mal, wann Ostern ist? Du mußt mich also darauf hinweisen —?!“

Er tat plötzlich einen Satz, warf sich über Lazar Mironowitsch und erwischte ihn bei den Ohren.

„Du sollst Dich um mein Ostermahl kümmern!“ kreischte er. „Du — Du — Du —! Du sollst kommandieren, Du sollst befehlen — warte, Kanaille!“

Er hob die Faust, packte jedoch, ohne zuzuschlagen, den Konsul von neuem bei den Ohren.

An Lazar Mironowitschs Weste sprangen zwei Knöpfe ab. Die Kravatte trat hervor, baumelte unentschlossen hin und her und begann schließlich mit dem Damenschuh an der Uhrkette um die Wette zu tanzen.

„Naus!“ brüllte Scheltuchin. „Naus, Schweinehund! Ausweisen soll man das Naus, diesen hilenischen Stelzhahn . . . binnen 24 Stunden . . . nach Jerusalem . . . nach Jericho, nach Sibirien! Ins Klostert mit ihm!“

Das Wüten und Toben im Zimmer des Gewaltigen hielt stundenlang an.

Wie geängstigte Schafe drängten sich die Wittsteller im Vorgimmer zusammen. . .

Konsul Zipes war längst über alle Berge, ja selbst die abgeplakten Bestenknöpfe hatten die Diener aufgefunden und beiläufig geschafft, der General aber fluchte und brüllte immer noch.

„Und was sein Besuch anbelangt,“ wandte er sich an den Adjutanten, „die Kniehojen und Patronentafche, so geben Sie ihm Bescheid. Denselben, den Sie damals im Theater vorschlugen. . . Schreiben Sie ihm gleich . . . mag er sich freuen . . . dieser Esel . . . dies Mistvieh . . . dieser hilenische Lauschaase . . .“

### XI.

Einige Tage darauf, als Lazar Mironowitsch bei seiner Frau im Schlafzimmer saß und trübsinnig die Chancen einer Ausöhnung mit dem Stadthauptmann erwog — ob das überhaupt je möglich? und wieviel die Sache gegebenenfalls kosten werde? — trat das Mädchen ein und überreichte ihm ein großes versiegeltes Kubert. „Vom Stadthauptmann,“ sagte sie. Der Konsul fuhr zusammen.

„Klara! . . . Von drüben . . . aus Chile . . .“ Er erleichte. Er rang nach Luft. Er geriet in eine derartige Erregung, daß er außerstande war, das Kubert zu öffnen. Gleichzeitig aber kam etwas Erhaben-Majestätisches in seine aufgerichtete Gestalt,

„Gib her . . . so gib es doch her . . .“ drängte Klara Moissejewna und streckte beide Hände danach aus.

„Grundgütiger Gott!“ stammelte der Konsul. Das Kubert aber ließ er nicht locker.

„Na, so gib es doch her . . .“ „Ach, Klara! Das Glück! Hihi, Chazelewitsch! Dem wollen wir schon zeigen . . .! So ein Dreckerl . . .“

„Gott sei Dank! Siehst Du, habe ich nicht gesagt, Du sollst Dich an den Stadthauptmann wenden . . .?“

„Meine Einzige . . .“ „ . . . ohne mich wärst Du nie und nimmer hingegangen . . .“ „ . . . mein Herz . . .!“

„Du verstehst ja so etwas nicht anzufassen . . . Im Leben wärst Du nicht darauf gekommen . . .“

„Aber nun ist ja alles gut!“ frohlockte Zipes. Er erbrach andächtig das Kubert. Er förderte ein Schriftstück zutage. Und entfaltete es . . .

Und begann zu lesen . . .

„ . . . in Erledigung Ihres Besuches betreffend die Verleihung einer Ihrer Würde entsprechenden Amtstracht werden Sie hierdurch in Kenntnis gesetzt . . .“

„Klaraherz . . . ich werde in Kenntnis gesetzt . . .“ Herr Zipes hob, ohne den Blick von dem Schriftstück zu wenden, den Finger.

„ . . . in Kenntnis gesetzt, daß die Mehrzahl der Bewohner Chiles, als eines streng demokratischen, zugleich aber noch völlig primitiven und wilden Landes, weder in Amtstracht noch anderer Kleidung, vielmehr bis auf den heutigen Tag wie Gott sie geschaffen — also nackt — einhergeht. Bemerkt sei, daß es hochgestellten und offiziellen Persönlichkeiten freisteht, ihren Körper nach Gutdünken für eigene Rechnung zu schmücken. Die in Chile übliche Sitte schreibt für solche Fälle im allgemeinen ein bei völliger Nacktheit des Körpers über der rechten Schulter zu tragendes Leoparden- bzw. Pantherfell vor. Ihnen, als Konsul und Mitglied des diplomatischen Korps, steht, wie ausdrücklich betont sei, das gleiche Recht zu, mit der einzigen Klausel, daß Sie fraglichen Leoparden bzw. Panther, wie es das Gesetz vorschreibt, in den jungfräulichen Wäldern unseres geliebten Vaterlandes Auge in Auge eigenhändig erlegen.“

Das Papier entglitt den Händen des Konsuls. Er rang nach Fassung.

„Klara . . .!“ Klara Moissejewna, eben im Begriff, das Blatt aufzuheben, besann sich plötzlich eines anderen, richtete sich in voller Größe auf und kreischte:

„Klara! Aha! Nun soll Dir wohl Klara helfen?!“

„Ich verstehe nicht . . .“ „Du verstehst nicht —?!“

„Ich . . . weiß nicht . . . ein Fell . . . ein Leopard . . .“ „Esel! Idiot!“ kreischte Frau Zipes. „Verdammter Idiot, begreifst Du denn nicht, daß alles nur Spott ist?“

„Nein . . . ach . . . ach, Klara . . .“ „Begriffst Du denn nicht? . . .“

Klara Moissejewna schlug die Hände zusammen. „Grundgütiger Vater, warum hast Du mir diesen Idioten gegeben! Diesen unverbesserlichen Esel . . .“

Sie stürzte sich mit geballten Fäusten auf Herrn Zipes. „Mußtest Du zu dem Stadthauptmann?! Mußtest Du?! Habe ich es nicht gleich gesagt?!“

„Du . . .? Wann denn . . .“

„Immer! . . . Immer habe ich gesagt: geh nicht hin, habe ich gesagt, laß ihn in Frieden, habe ich gesagt, er ist ein Lump und ein Schuft! Nein, Du mußtest hin! Du warst klüger als alle . . . Damals im Theater — habe ich nicht gesagt, er ist ein reichendes Tier? Habe ich nicht gesagt, er ist verrückt . . .? Ostermahl . . . Kamel . . . Idiot, der Du bist! . . .“

Sie schrie und fauchte und stampfte auf, und ihr gewaltiger Wufsen hüpfte dazu im Takt.

Bald stürzte sie sich auf ihren Mann, bald stürzte sie von ihm fort, bald lag sie auf dem Kanapee mit Elfenbeineinlage und ihr Zammern und Geschrei erfüllte das ganze Haus.

Sie war außer sich vor Wut, Verzweiflung und Haß. Sie begriff, daß in diesem Augenblick alles zusammenbrach: alle Hoffnungen auf Amtstrachten und Ehren und Ruhm . . . und die Aussicht, über Frau Chazelewitsch die Nase zu rümpfen . . . und die Möglichkeit, emporzufliegen, von oben herabzuschauen . . . sich von allen anderen simplen Judenweibern für immer abzuheben . . .

„Ach — was wollte es denn besagen, daß ihr Mann Konsul war? Daß vor dem Hause ein Flaggenmast stand? Vor der Schwimmanstalt stand auch ein Flaggenmast . . .“

Wäre aber dieser Esel, dieser Lummel, dieser Idiot dem Stadthauptmann nicht in die Quere gekommen, hätte er ihn ein für allemal mit seinen Spenden in Ruhe gelassen, so wäre die Sache auch anders verlaufen. . .

Aber versteht er denn überhaupt mit jemandem zu sprechen? Er ist ja ein Idiot!

Er ist ja wie vom Satan besessen! Er geht hin und beleidigt den Stadthauptmann, er sagt ihm Dreistigkeiten, wie der allervergste Sozialdemokrat — wie dieser



miserable Boriska Lewitin — Ostermahl . . . Ostermahl . . . und verpfuscht die ganze Sache. . .

Alara Roissejewna geriet außer Rand und Band und überhäufte ihren Mann mit Hohn und Spott und Vorwürfen und durchaus unparlamentarischen Ausdrücken.

Lasar Mironowitsch war vollkommen gebrochen. . . „Konnte ich's denn ahnen? . . . Konnte ich's wissen? . . . Nichts konnte ich wissen. Und die Schande . . . die Schandenfreude . . . morgen weiß es die ganze Stadt . . . alle . . . selbst Chazkewitsch, der belgische Bizetonul . . . Ach, mein Gott, mein Gott! . . .“ Die Lir ging.

„Raus!“ brüllte Lasar Mironowitsch plötzlich mit wutbebender Stimme, ganz wie der Stadthauptmann ihn angebrüllt hatte. „Raus, sage ich! Bluteigel! Wie lange noch wollt Ihr mich ausfaugen? Raus!“

Aber die Lewitina wich nicht von der Schwelle. Ihr spitzes Vogelgesicht war noch fahler und hagerer als sonst. Noch kummervoller als sonst war ihr Blick, und tiefer als je schienen ihre Züge von Gram und Schmerz durchfurcht.

„Jagen Sie mich nicht fort,“ bat sie leise, „jagen Sie mich, bitte, nicht . . . Ich . . . mein . . . mein Boris ist tot . . . ich bin gekommen . . . Sie um ein Totenhemd zu bitten . . .“

Sie verstummte. Und ihre großen schmerzlichen Augen blickten weder auf den Konjul, noch auf Alara Roissejewna, sondern starr vor sich hin auf die Wand, aber sie sahen auch nicht diese Wand, sondern nur immer wieder dasselbe Eine — ein Leben voller Leid und Kummer, in Schmerz und Angst durchgrübelte Nächte und das starre Gesicht des ältesten Sohnes, der krank und bleich inmitten der kranken Kinder daheim im Keller lag.

„Totenhemd . . .?“ murmelte Lasar Mironowitsch. „Totenhemd? Schon? . . .“

Es schien, als erfasse er den Sinn des Wortes nicht ganz. Seine Gedanken stoben wild durcheinander.

„Chile . . . der Stadthauptmann . . . das Totenhemd . . . da auf dem Teppich liegt ein Schriftstück . . . Chile . . . Revolutionäre . . . Pantherrfelle . . . wie lange würden sie ihn noch ausfaugen? . . . Karl Marx . . . Diplomaten . . . Jagd auf Leoparden . . .“

Er konnte das Anäuel nicht entwirren. Eins nur verstand er und das war ihm klar: daß er Kummer hatte, tiefen, schweren, unabwendbaren Kummer — die Amtstracht war ausgeblieben, und nun nahmen sie ihn womöglich noch das Konjul, und nirgends winkte ihm eine Hoffnung und nirgends ein Lichtstrahl in all dem Dunkel. . .

## Indiens Elefanten.

Von Sven Hedin.\*)

Als ich zum erstenmal nach Indien reiste, begleitete mich als Diener ein russischer Kosak aus Ostibirien. Er hatte noch nie in seinem Leben einen Elefanten gesehen, und sein Erstaunen war daher grenzenlos, als uns in einer indischen Stadt ein ganzer Zug dieser grauschwarzen Riesen begegnete.

„Herr, sind das wirklich lebendige Tiere?“ fragte er verblüfft. „Ja, Du siehst doch, sie gehen und folgen gehorsam ihren Treibern.“

„Ich glaubte wirklich, es sei eine Lokomotivenart, die durch eine Maschine im Innern in Gang gebracht wird.“

„Nein, nein, es sind Elefanten, die einst wild in den Wäldern lebten, aber gefangen und gezähmt als Reit- und Lasttiere treffliche Dienste tun. Rast' mal auf, ich will Dir zeigen, daß sie auch fressen können.“

Beim nächsten Obstände kaufte ich ein Bündel Zuderrohr und hielt einem der Elefanten ein Rohr hin. Er nahm es mir langsam und zierlich aus der Hand, hielt es quer im Mause, schälte mit dem Rüssel einige vertrocknete Blätter und die Wurzelfasern ab und verspeiste das übrige.

„Ja,“ sagte mein Kosak jetzt nachdenklich, „es sind richtige Tiere; aber so etwas Merkwürdiges habe ich in meinem ganzen Leben noch nicht gesehen.“

Die Heimat der wilden Elefanten sind die Wälder Indiens, die Hinterindische Halbinsel, Ceylon, Sumatra und Borneo. Eine andere Art findet sich in Afrika. Sie leben in Herden, meist zu dreißig und vierzig, und jede Herde bildet einen Staat für sich. Sein Oberhaupt ist ein ausgewachsenes Männchen mit großen, starken Stoßzähnen, dem alle anderen gehorchen und nur mit der größten Unterwürfigkeit nahen. Auf der Wanderung durch die Wälder und auf der Flucht ist aber stets ein Weibchen die Führerin der Herde und bestimmt die Geschwindigkeit, je nachdem wie schnell

die Jungen laufen können. Geruch und Gehör sind beim Elefanten so fein entwickelt, daß er einen Feind aus weitester Ferne wahrnimmt, und es ist ganz zwecklos, eine Elefantenherde von der Windseite überraschen zu wollen. Auf Weitenweite hören sie das Trompeten ihrer Stammesverwandten und verstehen es genau, denn die Elefanten haben verschiedene Töne, um Wohlbefinden oder Verdrüßlichkeit, Warnung oder Lodung, Furcht oder Wut auszudrücken. Brechen sie zum Angriff durch das Unterholz, dann schallt es gellend wie eine Trompete aus ihrem Rüssel.

Der Rüssel ist ihr empfindlichstes und nützlichstes Glied. Er ist außerordentlich beweglich und biegsam und besteht aus 40 000 teils langgestreckten, teils ringförmigen Muskeln. Mit ihm reißen sie die Zweige von den Bäumen, schälen geschickt deren Rinde ab, rollen die Blätter zu einem Ball zusammen und stecken ihn sich ins Maul. Ihre Bewegungen sind langsam und schwerfällig und ihre kleinen Augen recht ausdruckslos, als ob sie der Umgebung keinerlei Aufmerksamkeit schenkten. Während der heißen Tagesstunden legen sie sich nieder oder ruhen aufrechtstehend auf ihren runden, plumpen Beinen. Vor Sonnenuntergang traben sie nach dem nächsten Wasser, um zu trinken. Mit dem Rüssel saugen sie das Wasser auf und spritzen es sich ins Maul.

Wird eine Herde wilder Elefanten erschreckt, dann ergreift sie schleunigst die Flucht. Meist folgt sie alten, ausgetretenen Pfaden durch das Dickicht, aber auch dann, wenn neue gebrochen werden, gehen die Tiere im Gänsemarsch mit aufgerolltem Rüssel hintereinander, damit die ersten den Weg bahnen. Das dichteste Gebüsch von Bambusrohr zersplittert wie Glas unter ihrer Wucht, und um ihre Klanken tracht es von geknickten Zweigen und niedergetrampelten Stämmen. Die schwarzroten Jungen halten sich zwischen den vier Beinen ihrer Mütter, und diese nehmen sich sorgsam in acht, daß sie ihr Kleines nicht treten. Reißende Ströme sind für die Elefanten kein Hindernis; sie gehen ruhig ins Wasser hinein, und wenn sie keinen Grund mehr haben, schwimmen sie; die ganze Herde läßt sich vom Strom flussabwärts treiben, nähert sich dabei aber gleichmäßig dem anderen Ufer. Um ihre Brust raucht es wie vor einem Dampfer. Die neugeborenen Jungen werden von der Mutter beim Schwimmen mit dem Rüssel unterstützt; die größeren krabbeln auf ihren Rücken. Sobald die Tiere wieder Grund haben, erheben sich ihre schwarzen Rücken über dem Wasser, und dann geht es in langsamem Trab durch neue Waldesdickichte weiter.

Stoßen sie auf bewohnte Gegenden, große Lichtungen in den Wäldern, wo die Hindus ihre Felder haben, dann ist es den Eingeborenen oft schwer, sich der Tiere zu erwehren. Denn bebaute Acker sind ihre letztere Weide. In den Pflanzungen, die oft von Elefantenherden heimgesucht werden, stehen daher dauernd Wachen, die mit Trommeln Lärm schlagen, schreien und toben, und wenn das nicht hilft, große Haufen Bambusrohr anzünden, um die Tiere in die Flucht zu jagen. Manchmal kennen aber die Elefanten diesen Kniff schon und lassen sich nicht stören. Im übrigen aber sind sie gutmütige, friedliche und scheue Tiere und machen sich möglichst schnell aus dem Staube, sobald sie Unheil wittern. Dem Mensch sind sie daher nicht sehr gefährlich, aber der Mensch ist ihr ärgster Feind.

Man fängt in Indien die wilden Elefanten, zähmt sie und richtet sie zur Arbeit ab. Gewöhnlich bedient man sich zahmer Elefanten, um an die wilden überhaupt heranzukommen. Geschickte Jäger verstecken sich, so gut es geht, auf dem Rücken ihrer zahmen Tiere und treiben sie auf eine Herde ihrer wilden Verwandten los. Sobald ein ausgewachsenes Männchen von seiner Herde getrennt ist, greifen es die Jäger von allen Seiten an, beschästigen und ängstigen es, um es so zu hindern, mit seinen Kameraden zusammen zu entfliehen, und um es zu ermüden. Zweimal vierundzwanzig Stunden kann es dauern, ehe es so matt ist, daß es sich gleichgültig gegen sein ferneres Schicksal, niederlegen muß. Dann gleiten die Jäger schnell von ihren zahmen Trägern herab, schnüren dem ermatteten Elefanten lederne Stränge um die Hinterbeine und binden ihn an einen nahen Baum fest.

Auf Ceylon gibt es sogar außerordentlich geschickte Jäger, die zu zweien und ohne die Hilfe zahmer Elefanten ihre Beute aufzujagen. Sie folgen einer gefundenen Fährte durch Wälder und Dickicht, erkennen genau das Alter jeder Spur, die Zahl der hier gewanderten Elefanten und die Schnelligkeit ihres Ganges. Das kleinste Zeichen am Wege, das ein Fremder nie bemerken würde, gibt ihnen Auskunft, und wenn sie die Herde erreicht haben, folgen sie ihr geräuschlos wie Schatten; sie schleichen auf den Waldespfaden so vorsichtig und weich dahin wie ein Leopard, sie streifen nie ein raschelndes Blatt und treten nie auf einen knackenden Zweig, so daß die Elefanten trotz ihres feinen Geruchs und ihres scharfen Gehörs keine Ahnung von ihrer Nähe haben. Im tiefen Wald, wo die Elefanten nur langsam vorwärts können, machen sie sich an sie heran, werfen ihrem Opfer eine Schlinge aus Ochsenlederriemen vor die Hinterfüße und ziehen sie im richtigen Augenblick an. Merkt jetzt der Elefant die Gefahr und schickt sich mit wilden Trompetenstößen zum Angriff an, dann hüchen die Verfolger wie Waldmäuse durch das Dickicht, sind aber bald wieder da, um die Schlingen immer wieder zu verstärken, bis der Elefant feststeht.

In Indien fängt man auch ganze Elefantenherden auf einmal, und diese Jagd ist wohl das Großartigste und Wunderbarste, was man sich an Jagd überhaupt vorstellen kann. Mehrere hundert geübter Eingeborener werden aufgeboden und so viel zahme Elefanten wie nur möglich. Sobald die Stelle im Wald, wo sich die

\*) Der schwedische Forscher hat ein Volks- und Jugendbuch unter dem Titel „Von Pol zu Pol“ geschrieben, das soeben bei Brockhaus in Leipzig erscheint und dem wir das obige Kapitel entnehmen. Das mit Abbildungen und Karten vortrefflich ausgestattete Werk kostet 3 M. Die Fahrt führt um die östliche Halbkugel der Erde, durch Osteuropa, Asien und Australien. Die Wunder der Welt werden in spannenden Reiseabenteuern, novellistischen Episoden und farbigen Schilderungen vor uns ausbreitet.



vielleicht aus Hundert Tieren bestehende Herde aufhält, bekant ist, wird um sie eine Postenkette von mehreren Kilometern Umfang gebildet und so schnell und geräuschlos wie möglich ein Zaun von Bambusrohr errichtet. Nach etwa zehn Tagen werden die Elefanten unruhig und versuchen durchzubrechen, doch wohin sie sich auch wenden, überall werden sie mit Schreien und Rufen, blinden Schüssen und geschwungenen Brandfadeln empfangen. Schließlich finden sie sich in ihr Schicksal und bleiben in der Mitte des Kreises, wo sie am wenigsten beunruhigt werden.

Inzwischen hat man aus vier Meter hohen Pfosten und Stangen ein starkes Gehege von höchstens 50 Meter Durchmesser errichtet. Sein vier Meter breiter Eingang läßt sich durch eine große herunterflappende Tür in einem Augenblick versperren, und von den Türpfosten aus laufen zwei lange Plankenzäune, die sich nach auswärts immer weiter voneinander entfernen. Nun nähert sich der große Kreis der Treiber der Herde immer mehr und scheucht sie unter Lärm und Geschrei in diese breite, immer enger werdende Gasse hinein, und da die Elefanten keinen anderen Weg frei finden, stürmen sie in die feste Umzäunung hinein, das Tor klappt hinter ihnen zu, und sie sind in der Falle gefangen. Zwar versuchen sie, die Umzäunung zu durchbrechen, aber sie ist zu stark, und die Treiber scheuchen sie von außen her immer wieder zurück.

Nun läßt man die Tiere achtundvierzig Stunden in Ruhe, und dann beginnt erst der gefährlichste und schwierigste Teil der Jagd. Die erfahrensten und geschicktesten Jäger reiten auf gut dressierten, zahmen Elefanten in das Gehege hinein; sie sind gewandt wie Hasen und bei aller Kühnheit doch sehr auf ihrer Hut. Die zahmen Elefanten sind mit Striden versehen, an denen der Reiter sich festhalten kann, und wenn er angegriffen wird, hinabgleiten kann, und werden von ihrem Herrn mit einem kleinen eisernen Stachel vorwärts oder rückwärts, rechts oder links gelenkt. So nähert sich der Reiter einem der wilden Elefanten. Geht dieser zum Angriff über, dann ist gleich ein zweiter zahmer Elefant zur Stelle, der ihn mit seinen Stoßzähnen bearbeitet. Im rechten Augenblick wirft der Reiter seinem Opfer eine Schlinge um den Kopf, der zahme Elefant hilft mit seinem Rüssel die Schlinge richtig legen, und ihr anderes Ende wird um den Stamm eines Baumes geknüpft. Dann läßt sich der Reiter auf den Boden hinab und legt dem Tiere eine zweite und dritte Schlinge um die Hinterbeine. Nun ist es unschädlich gemacht und reißt und zieht vergeblich an seinen Banden. Andere Reiter haben unterdes ebenso seine wilden Vettern gefesselt.

Dann werden die Gefangenen einer nach dem anderen aus der Umzäunung hinausgeführt und im Wald an Bäume angebunden. Hier müssen sie sich erst längere Zeit an die Gesellschaft der Menschen und der zahmen Elefanten gewöhnen, und erst wenn Furcht und Wildheit gänzlich von ihnen gewichen sind, führt man sie in die Dörfer, wo sie dressiert werden, um im Dienst ihrer Herren zu arbeiten.

Es ist hübscher Anblick, die zahmen Elefanten bei ihrer Arbeit zu sehen. Sie tragen Bauholz und Warenballen auf den Landstragen und sind überall, wo man großer Kraft bedarf, im Frieden und im Kriege, eine nützliche Hilfe.

Im grauen Altertum bestand ein indisches Kriegsheer aus vier Abteilungen: Elefanten, Streitwagen, Reiterei und Fußvolk. Das erste Mal, daß europäische Krieger Elefanten auf dem Schlachtfeld begegneten, war im Jahre 331 vor Christo, als Alexander der Große den König Darius bei Arbela besiegte; und als der Mazedonierkönig über den Indus gegangen war, hatte er im Jahre 327 am Ufer des Hydaspes einen harten Strauß mit den Kriegselefanten des Königs Porus zu bestehen, die dem feindlichen Fußvolk als sichere Deckung dienten. Aber die Mazedonier wußten sich zu helfen; sie zielten mit ihren Speeren und Streitärzten nach den Rüsseln und Helsen der Elefanten, und letztere gerieten vor Schmerz in solche Wut, daß sie alles ohne Unterschied zertraten, besonders die eigenen Leute des Porus, die zwischen ihnen eingekleidet waren und nicht entkommen konnten.

Im Jahre 1398 ging der Tatarenkönig Timur der Lahme über den Hindukusch und stieß vor Delhi mit dem König von Hindostan zusammen. Dieser hatte in seinem Heer hundertundzwanzig mit Panzerhemden bekleidete Elefanten, an deren Stoßzähnen Säbel und vergiftete Speere befestigt waren; auf ihrem Rücken trugen sie Türme mit Bogenschützen. Aber Timur jagte ihnen Herden wilder Büffel mit brennenden Fadeln an den Hörnern entgegen, so daß die Elefanten scheu wurden, kehrt machten und die indischen Truppen in Verwirrung brachten. Als Timur nach Hause zurückkehrte, brachte er fünfundeunzig Elefanten mit, und diese schleppten die Ziegelsteine zum Bau seiner prachtvollen Grabmoschee, deren melonenförmige Kuppel noch heute die Stadt Samarland in Turkestan überragt.

Wer die zahmen Elefanten in Indien gesehen hat, muß sie lieben und ihre Pflichttreue, Gutmütigkeit und Geduld bewundern. Wenn sie nicht arbeiten, stehen sie angepflockt auf dem Hof oder am Park unter dichtbelaubten Bäumen; ihre Wärter pflügen sie, füttern sie und geleiten sie morgens und abends zur Tränke. Den einen Hinterfuß umschließt ein Eisenring, und dieser ist mit einer Kette an einem Pfahl befestigt; ganz blank ist dieser massive Pfahl, denn seit Jahrzehnten schon hat der Elefant seine dicke Haut daran geschuert und ringsum eine tiefe Rinne in den Boden getreten. Vielleicht ist sein jüngerer Wärter ein Enkel des Mannes,

der ihm einst die Freiheit raubte, oder ein alter Mann, der schon seinen Enteln zeigt, wie zahme Elefanten behandelt werden müssen. Generationen hat so ein Elefant vorüberwandeln sehen. Ob er sich wohl noch der Zeit erinnert, da er in ungebundener Freiheit mit seiner Herde die großen dunklen Wälder durchwanderte und trotzigen Sinnes das Bambusrohr niedertrat, das ihm den Weg verperrte? Jetzt gehört er nachgiebigen Sinnes dem braunen Mann, dessen Brustkorb er mit einem Fußtritt zerquetschen könnte! Lauscht er wohl noch den Lockungen seiner freien Vettern, wenn sie mit erhobenen Rüsseln trompetend durch die Dschungeln stürmen?

## Kleines feuilleton.

### Geographisches.

**Unterseeische Quellen und Flüsse.** In solchen Gebieten, wo die oberen Gesteinsschichten sehr wasserdurchlässig sind, sickert das Wasser bis zu der tieferen wasserundurchlässigen Schicht, um auf dieser abzufließen und am Rande als meist außerordentlich starke Quelle zutage zu treten. Besonders in Kalkgebieten ist diese Erscheinung schon längere Zeit bekant, wo bisweilen ganze Flüsse verdickern — z. B. die Donau zwischen Immendingen und Tuttlingen — und an anderer oft weit entfernter Stelle in „Blautöpfen“, so genannt von der charakteristischen Farbe des kalkhaltigen Wassers, wieder hervorkommen. Streichen derartige Schichten unterhalb des Meerespiegels aus, so führt das selbstverständlich zu einer unterseeischen Quellbildung. Solche Quellen sind neuerdings häufiger untersucht worden, besonders in Gebieten, wo man hofft, ihren Zufluß landeinwärts aufzufinden und der Wasserversorgung dienlich zu machen. Sie finden sich vor allem in der Nähe von kalkigen Küsten und sind durch den geringeren Salzgehalt des Meerwassers an solchen Stellen erkennbar, z. B. hat man eine ganze Anzahl in der Umgebung der Rhodemündungen in verschiedener Entfernung von der Küste oft in bedeutender Meerestiefe entdeckt. Eine dieser Quellen, bei Port-Miou, bildet auf der Meeresoberfläche eine ziemlich starke Strömung, die schwimmende Gegenstände weit hin fortführt. An der Ostküste des Adriatischen Meeres hat ein von den Kalkalpen her unterirdisch fließender Bach, die Trebintschiza, ein deutlich erkennbares, unterseeisches Delta angezeichnet. Das Rote Meer, das in seinem ganzen Umfang keinen einzigen beständigen Fluß weder von Arabien, noch von Afrika her empfängt, erhält mehrere Zuflüsse, die auf seinem Grunde entspringen. Die wasserreichsten unterseeischen Flüsse befinden sich in dem höhlenreichen Kalkboden an der Südküste der Vereinigten Staaten; an der Mündung des St. Johns sprudelt eine unterseeische Quelle völlig reinen Wassers 1 bis 2 Meter hoch über der Meeresfläche empor. An den Küsten von Yucatan bildet das am Meere austretende Grundwasser einen breiten Strom, der sich kanalartig an der Küste entlang zieht, von dem eigentlichen Meerwasser durch eine Barre getrennt, wie sie sonst die Meereswogen vor den Flußmündungen aufbauen.

### Aus dem Pflanzenreich.

**Obstrieche und -arme Jahre.** Daß die Obsterte nicht alle Jahre annähernd gleichwertig ist, ist allgemein bekant, wie man auch weiß, daß auf eine besonders reiche Obsterte im folgenden Jahre meist eine Mähernte zu verzeichnen ist, oft sind es sogar etliche Folgejahre, die nur eine geringe Ernte bringen. Woran liegt das? Die Anlagen zu den Früchten erzeugt der Baum bereits im Jahre vor der Fruchtzeit. Nun denken wir uns einen Baum übermäßig mit Früchten behangen, die natürlich alle das Bestreben haben, reif zu werden, und die vom Baume eine starke Saftzufuhr erheischen. So ein vielästiger Baum ist wohl in der Lage, eine ganz beträchtliche Menge Nährstoffe für die Früchte herzustellen, allein jene Leistungsfähigkeit hat eine Grenze. Brauchen die Früchte die ganze Nahrung für sich, oder sind sogar soviel Früchte vorhanden, daß diese nicht alle ernährt werden können — dieses zeigt sich dadurch an, daß manche Früchte kleiner bleiben, verkümmern oder gar abgestoßen werden —, so ist ersichtlich, daß für die Neubildung der Knospen, die im nächsten Jahre die Blüten bringen sollen, nicht viel Nährstoff übrig bleibt. Wer schon einmal einen Obstzweig im Winter näher betrachtet hat, dem ist aufgefallen, daß neben schmalen und spitzigen Knospen dicke und kugelige vorhanden sind. Erstere sind Laub-, letztere Blütenknospen. Daß die dickeren Blütenknospen mehr Nahrungszufuhr zu ihrer Bildung erheischen, als die schwächeren Laubknospen, ist erklärlich. Steht nun für die Knospenbildung ohnehin schon wenig Nahrung zur Verfügung, so leuchtet ein, daß dabei die Blütenanlagen in erster Linie zu kurz kommen müssen, zumal die Pflanze bei einer Verdrängung der Blütenknospen gegenüber den Laubknospen ihr Leben gefährdet: die Blätter ernähren, die Früchte verzehren. So sehen wir es als etwas ganz natürliches, im Leben des Baumes begründetes, daß ein Baum, der in einem Jahre eine außerordentlich reiche Ernte gibt, mindestens ein Jahr bedarf, um sich zu neuer normaler Fruchtproduktion zu erholen; daß manchmal statt eines Jahres deren mehrere hingehen, bis der normale Zustand wieder erreicht wird, ist gleichfalls nicht verwunderlich.